

# Buchbesprechungen

Autor(en): **Ackerknecht, Erwin H. / Schmutz, Hans-Konrad / Balmer, Heinz**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **38 (1981)**

Heft 1-2: **Festschrift zum 70. Geburtstag des Basler Medizinhistorikers Prof. Dr. med. Heinrich Buess**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Buchbesprechungen

1. José Maria López Piñero, *Ciencia y Technica en la Sociedad Española de los Siglos XVI y XVII*. Editorial Labor, Barcelona 1979. 511 S.

J.M. López Piñero beginnt seine Geschichte der spanischen Wissenschaft und Technik im 16. und 17. Jahrhundert mit einem Überblick über die Historiographie der spanischen Wissenschaftsgeschichte, die mit Nicolas Antonio 1696 beginnt, aber bis heute nicht in Spanien institutionalisiert ist. Sie hat sich lang in sterilen Polemiken erschöpft, ob es eine «spanische Wissenschaft» gäbe oder nicht. Die beträchtlichen Leistungen derselben mußten laufend wieder entdeckt werden. Die außerordentliche Aktivität der spanischen Medizin- und Wissenschaftshistoriker während der letzten zwei Jahrzehnte (nicht zuletzt die des Autors selbst und seiner Mitarbeiter und Schüler) ermöglichte ihm nun, diese neue Analyse des spanischen 16. und 17. Jahrhunderts vorzulegen. Er unterscheidet zwei Gruppen von Wissenschaften: die theoretischen (Mathematik, Physik, Astrologie, Geographie, Naturgeschichte), welche an die alte Philosophie gebunden sind, und die praktischen Wissenschaften (Schiffahrt und Schiffsbau, Kriegswesen, Bergbau, Medizin, Agrikultur), wo gerade in dieser Periode eine Annäherung von Wissenschaft und Technik sich anzubahnen beginnt.

Auf der Basis der 572 wissenschaftlichen Autoren Spaniens im 17. Jahrhundert stellt López Piñero höchst interessante statistische Untersuchungen an. Welches waren die Berufsgruppen, welche Träger der Wissenschaft waren? (Vor allen Dingen Ärzte, aber auch Kartographen und Professoren.) Was war das Einkommen dieser Gruppen? Welchen Ständen gehörten sie an? (Vor allem Bourgeoisie, aber auch niederer Adel und der sich aus allen Schichten rekrutierende Klerus.) Wo wurde geforscht und publiziert? Welche Institutionen trugen die Forschung? (Stadtvertretung, Kirche, Universitäten, Artillerieschulen.) Eine erste Reaktionswelle (Kampf gegen Protestantismus) erschütterte die blühenden spanischen Wissenschaften (1557–59).

Die spanischen Humanisten des 16. Jahrhunderts waren Anhänger des technischen und allgemeinen Fortschrittes. Sie betonten Erfahrung gegenüber Autorität. Der Autor geht dann die Entwicklung der einzelnen Wissenschaften (s. obige Liste) durch.

Im 17. Jahrhundert erfolgte ein Kollaps der wissenschaftlichen Produktion, der politisch-ökonomisch bedingt war und auch quantitativ belegt wird. Mit Recht nimmt darum die Darstellung der Verhältnisse des 17. Jahrhunderts in Spanien nur ein Fünftel des Werkes ein. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts brach die «moderne Wissenschaft» durch, vor allem aufgrund der Tätigkeit der sogenannten «Novatores» in Saragossa, Valencia, Sevilla und Barcelona. Ihre Zirkel waren von einem Teil des Hochadels (z. B. Don Juan José d'Austria) protegiert.

Eine wertvolle Bibliographie von 50 Seiten vervollständigt dieses in jeder Beziehung außerordentlich wertvolle und vielseitige Werk.

Erwin H. Ackerknecht

2. R. J. Ch. V. ter Laage, *Jacobus Albertus Willebrordus Moleschott, 1822–1893*. Instituut for Geschiedenis van de biologie, Nieuwe Gracht 187, 3512 LK Utrecht. 341 S.

Jacob Moleschott, der in Holland geborene Physiologe, studierte in Heidelberg und bekleidete dort auch seine erste Professur. Da er dort wegen seines Materialismus anstieß, ging er fünf Jahre nach Zürich, wo es nicht viel besser war. Er fand dann einen Hafen in Italien (17 Jahre Turin, 14 Jahre Rom). In der Medizin war er einer der Pioniere der Anwendung der Physiologie auf die klinische Medizin, der sogenannten Labormedizin. Seine Hauptforschungsgebiete waren Stoffwechsel und Ernährung. Er war auch an Hygiene interessiert. Bekannt wurde er aber vor allem durch seine populärwissenschaftlichen Bücher, durch die er mit Ludwig Büchner und Karl Vogt in der Nachfolge L. Feuerbachs einer der Klassiker des deutschen Materialismus wurde. Moleschott wirkte sehr überzeugend durch seine optimistische, starke Persönlichkeit und genoß hohes Ansehen, nicht nur bei seinen Kollegen, sondern auch bei Gelehrten (Hermann Hettner, Strümpell senior, Jacob Burckhardt), Künstlern (George Eliot, Victor Hugo, Verdi, d'Annunzio) und Politikern (Giolitti, Cadorna, Coppino). Tragödie blieb ihm nicht erspart; er verlor seine Frau und 3 seiner 4 Kinder.

Die Verfasserin, Leiterin der medizinhistorischen Abteilung des Biohistorischen Instituts Utrecht, hatte die sehr lobenswerte Idee, ihrem holländischen Buch eine englische Zusammenfassung von 4 Seiten anzufügen und 50 Seiten englischer Übersetzung von durch sie in Bologna entdeckten Briefen. Das Buch besticht durch seine gründliche Forschungsarbeit und seinen unbestechlich nüchternen Schluß: Moleschott war ein außerordentlich einflußreicher, aber kein eigentlich großer Mann.

Erwin H. Ackerknecht

3. Georg August Goldfuss, *Über die Entwicklungsstufen des Thieres – Omne vivum ex ovo*. Ein Sendschreiben an Herrn D.Nees von Esenbeck, Nürnberg 1817. Mit einer Einführung von Hans Querner. Basilisken-Drucke, Bd.4, Marburg 1979. XXXVII, 58 S., 1 Tafel (Bibliophile Ausgabe). DM 38,-.

An der Schwelle des 18. zum 19. Jahrhundert erschienen dem Naturforscher die gängigen systematischen Theorien problematisch. Gleichzeitig ergaben sich aus der romantischen Naturphilosophie Impulse, die Formenvielfalt der belebten Natur neu zu ordnen. Aufgrund der Prinzipien von der Einheit der Natur, der Harmonie, Analogie und Hierarchie der Organismen wurde das übernommene Modell einer einreihigen Stufenleiter neu überdacht und erweitert. Davon zeugen beispielsweise die Entwürfe von Lorenz Oken und Carl Gustav Carus.

Vor diesem geistesgeschichtlichen Hintergrund veröffentlichte der spätere Bonner Professor der Zoologie und Mineralogie Georg August Goldfuss (1782–1848) sein eigenes Ordnungskonzept. 1817 erschien das Bändchen unter dem Titel «Über die Entwicklungsstufen des Thieres – Omne vivum ex ovo». Wie schon der Titel verrät, stellt Goldfuss das Tierreich als Ei dar. Gemäß dem Prinzip der Polarität stehen sich in der Ost-West-Achse Generatio und Sensibilitas gegenüber, während den Nord- und Südpolen Digestio und Respiratio zugeordnet sind. Das Ei steht aber nicht nur für die Summe der Tierklassen, sondern ist darüber hinaus als Osterei Symbol des Lebendigen und bedeutet zu gleichen Teilen Auferstehung und Untergang des fortschreitenden Lebens.

Goldfuss ist hauptsächlich als Fossiliensammler und Paläontologe in Erinnerung geblieben. Schon Karl Zittel hatte ihn als Wegbereiter der deutschen Paläontologie gerühmt. Seine unvollendet gebliebene Übersicht über die Invertebraten Deutschlands (*Petrefacta Germaniae*, 1826–1844) ist in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen. Stellvertretend für eine große Zahl an Einzeluntersuchungen sei seine Systematik der Trilobiten von 1843 erwähnt.

Dagegen geriet sein romantisches Ordnungskonzept in Vergessenheit. Um so lobenswerter ist das vorliegende Faksimile dieser geistreich verfaßten Schrift. Das bibliophil gestaltete Bändchen enthält nebst dem Text von Goldfuss eine vorzügliche Einführung des Heidelberger Biologiehistorikers Hans Querner. Damit ist das Werk nicht nur für den Wissenschaftshistoriker anziehend, sondern kann auch dem historisch interessierten Naturwissenschaftler empfohlen werden.

Hans-Konrad Schmutz

4. *Volume Commemorating the 75th Anniversary of G. A. Lindeboom*. Hrsg. vom Medisch Encyclopedisch Instituut, Van de Boechorststraat 7, 1081 BT Amsterdam. VIII + 219 S. Broschiert. Dfl. 30,-. Die Originalartikel erschienen gleichzeitig in: *Janus*. Revue internationale de l'histoire des sciences, de la médecine, de la pharmacie et de la technique 67 (1980), Nrn. 1-2-3, S. 1-219.

Als ich 1973 bei Professor Nikolaus Mani am Medizinhistorischen Institut in Bonn angestellt war, besuchte ihn eines Tages ein Herr von schlichtester Unauffälligkeit: Gerrit Arie Lindeboom, der Boerhaave-Forscher, einer der fleißigsten Medizinhistoriker unserer Zeit. Zum Andenken erhielt ich seine kostbare Boerhaave-Ikonographie. – Dem 70jährigen haben namhafte Fachgenossen 1974 die Festschrift «Circa Tiliam» (um den «Lindenbaum» herum) gewidmet. Nach dem Lebensbild, das ein Schüler darin zeichnet, hat Lindeboom keineswegs nur als stiller Gelehrter gewirkt. Er hatte die Verantwortung eines leitenden Arztes, die Kraft eines Gründers und Unternehmers. Am 4. Januar 1905 in Südholland geboren, 1930 in Amsterdam promoviert, stand er 1944–1969 einem Spital vor und lehrte seit 1950 als Internist an der Freien Universität Amsterdam. Nebenher stiftete er 1950 das «Medisch Encyclopedisch Instituut» und betreute es 29 Jahre. Diese Pflegestätte der Medizingeschichte, berühmt durch Lindebooms Bücher und durch Fachzeitschriften, die er gründete und herausgab, dankt nun dem 75jährigen Meister. Die in «Circa Tiliam» (S. 18–47) gebotene Liste der Veröffentlichungen wird (S. V–VIII) für weitere fünf Jahre ergänzt. 10 englisch und 7 deutsch abgefaßte Originalabhandlungen folgen. Verfasser sind vier Amsterdamer Kollegen, zwei Medizinhistoriker in Nijmegen, je einer in Leiden und Delft, dazu die Naturwissenschaftshistoriker Snelders in Utrecht und Smit in Nijmegen, ferner vier Deutsche (Rothschuh und Toellner in Münster, Püschel in Bochum, Frau Putscher in Köln), die führenden Medizinhistoriker Italiens (Belloni in Mailand und Premuda in Padua) und Leibowitz in Jerusalem. Weit gefächert sind auch die Themen. De Moulin schildert die Pflege der Medizingeschichte in den Niederlanden, Rothschuh das Selbstverständnis der historischen Medizin, Leibowitz die Todeskrankheit Lessings, Premuda die Erneuerung der pathologischen Anatomie in Padua, der Stadt Morgagnis, im 19. Jahrhundert. Püschel untersucht medizinische Vorlesungsnachschriften aus Harderwijk im 18. Jahrhundert, Belloni einen ophthalmologischen Beitrag Leeuwenhoeks, Bruins die Verdoppelung und Dreiteilung des Winkels in der Antike, Wittop Koning die Harderwijker Matrikel im 17. Jahrhundert. Snelders würdigt

den Rotterdamer Arzt Lambertus Bicker als frühen Anhänger Lavoisiers. Smit ergänzt die Biographie von Ingen-Housz. Luyendijk-Elshout zeigt Samuel Musgraves Auseinandersetzung mit den Lehren von Stahl und Boerhaave. Frau Putscher erläutert die Pathographie von Karl Jaspers über den Maler Vincent van Gogh. Toellner belegt, wie Albrecht von Haller unter dem Eindruck Isaac Newtons stand. Kerkhoff stellt die Botanik bei Homer vor. Verkroost betrachtet die holländischen Psychiater Albert Willem van Renterghem und Frederik van Eeden. Houtzager legt lateinisch und englisch einen Brief Boerhaaves vor, worin der Genfer Arzt Théodore Tronchin und der Pariser Arzt Louis de Neufville erwähnt werden. Van Lieburg, der Redaktor der Festschrift, stellt seinen Beitrag zur Geschichte der niederländischen Chirurgen und ihrer Instrumente im 18. Jahrhundert bescheiden an den Schluß.

Heinz Balmer

5. Walter Birchler, *Die Augenanatomie des Fabricius ab Acquapendente (1537–1619)*. Übersetzung von «Oculi dissecti historia» mit Kommentar. (Zürcher medizingeschichtliche Abhandlungen, Neue Reihe Nr. 128.) Juris Druck und Verlag, Zürich 1979. 74 S. Fr. 15.–.

Girolamo Fabrici, nach seinem Geburtsort «d'Acquapendente» in der Toscana genannt, war Schüler des Falloppio und ein Lehrer Harveys, bekannt vor allem durch die Beschreibung der Venenklappen und seine embryologischen und vergleichend-anatomischen Studien. Als Inhaber des Lehrstuhles für Chirurgie und Anatomie an der venezianischen Universität zu Padua hat er 1600 ein Buch «De visione, voce, auditu» geschrieben. Aus dem dreiteiligen ersten Abschnitt «De visione» hat Birchler den ersten Teil, die anatomische Beschreibung des seziierten Auges, aus dem Lateinischen übersetzt und kommentiert. Fabrici, ein in vieler Hinsicht typischer Vertreter der medizinischen Renaissance, hat das Auge und seine Adnexe sorgfältig anatomisch untersucht und seine Beobachtungen recht anschaulich abgebildet. Bei der Deutung der Funktionen der einzelnen Teile, die im von Birchler nicht übersetzten dritten Teil «De utilitatibus» besprochen werden, ist er noch stark galenischen, reichlich utopischen Vorstellungen verhaftet. Im anatomischen Teil wird die Funktion allerdings nur sporadisch gestreift. Galenische Vorstellungen kommen etwa zum Ausdruck, wenn Fabrici meint, der Sehnerv leite «die Fähigkeit des Erkennens» als «durchsichtiges» Medium vom Gehirn zum Auge, oder die Tränen seien wahrscheinlich ein Sekret der Bulbi selbst. Eigenartig ist dabei die oft herbe Kritik an Vesal, an dessen weitschweifigem Stil sich Fabrici stößt. Birchlers

sorgfältige Übersetzung beginnt mit der weitschweifigen und schmeichlerischen Widmung des Fabrici an Foscarini, den venezianischen «Generale del mar», seinerzeit Kurator der Universität zu Padua und «Stellvertreter des göttlichen Marcus».

Fabrici bespricht in 13 Kapiteln die einzelnen Teile des Sehorganes eingehend und ergänzt seine Beobachtungen durch zahlreiche Hinweise auf frühere Ansichten, vor allem hinsichtlich der physiologischen Bedeutung der Organteile; es sollte ja auch eine «*historia oculi dissecti*» sein. Die vergleichende Anatomie wird berücksichtigt. Birchler hat sich um eine möglichst wörtliche Übersetzung des lateinischen Textes bemüht, freilich manchmal auf Kosten einer leichten Lesbarkeit. Manche Übersetzungen sind wohl auch nicht immer ganz richtig, etwa wenn von «Dicke» statt von «Dichte» des Kristalls, der Linse gesprochen wird; *crassus* heißt ja nicht nur dick, sondern auch dicht, – das in diesem Fall adäquate Wort. Wer sich, des Lateinischen nicht allzu mächtig, mit der nach-vesalischen Renaissance-Anatomie des Sehorgans beschäftigt, dem wird die Übersetzung der «*Oculi dissectio historia*» des Fabrici durch Walter Birchler sicher willkommen sein. Im übrigen sind von den 42 Abbildungen des Hieronymus Fabricius, die dem ersten Abschnitt beigelegt sind, lediglich 2 Tafeln wiedergegeben. Die Abbildungen 9–16 und 17–28 werden zwar von Birchler zum Teil erwähnt, sind aber nicht abgebildet.

Friedrich Rintelen

6. Elisabeth Ott, *Friedrich Horner, 1831–1886. Leben und Werk.* (Zürcher medizingeschichtliche Abhandlungen, Neue Reihe Nr. 136.) Juris Druck und Verlag, Zürich 1980. 64 S. Fr. 13.–

Der Nachlaß Friedrich Horners, des Zürcher Allgemeinpraktikers und Augenarztes und späteren Begründers einer wissenschaftlichen Hochschul-Ophthalmologie in der Schweiz, die «*Horneriana*», sind 1975 aus der Augenklinik des Kantonsspitals an das Zürcher Medizinhistorische Institut gekommen. Horners Sohn, ebenfalls Augenarzt, hatte sämtliches Material, das seinen Vater betraf, sorgfältig gesammelt. Elisabeth Ott, mit der Aufgabe betraut, diesen Horner-Nachlaß zu sichten und zu katalogisieren, hat diese Tätigkeit genutzt, um eine wohldokumentierte, knappe Übersicht über Leben und Werk des schon mit 55 Jahren verstorbenen bedeutenden Mannes zu schreiben.

Das Interesse an diesem menschlichen Arzt, hervorragenden Hochschullehrer und verantwortungsbewußten Staatsbürger war 1887 durch das Erscheinen von Horners bewegender Autobiographie geweckt worden; sie

ist von seinem Schüler Edmond Landolt liebevoll ergänzt. Die Autorin hat nach einer kurzen, eher andeutenden Darstellung der Entwicklung der Augenheilkunde vor Horners Zeit, sowie der besonderen Situation der Ophthalmologie in der Schweiz und in Zürich, Horners Biographie lebendig nachgezeichnet und durch dessen eigene «Notizen zu meiner Biographie» ergänzt. Zeitgenössische und posthume Würdigungen des großen Schweizers sind sinnvoll eingefügt. Die nicht sehr zahlreichen Arbeiten des wenig publikationsbeflissenen Horner werden in wertender Auswahl besprochen. Dabei kann Elisabeth Ott klarstellen, daß das nach ihm benannte «Horner-syndrom» nicht durch den Zürcher Ophthalmologen erstmals beschrieben, sondern schon 1864 von drei amerikanischen Militärärzten erkannt worden ist. Sie sind durch die Experimente am Kaninchen von Claude Bernard in Paris dazu angeregt worden. Horners bekannte Herpes-Arbeiten und seine Verdienste um die Anwendung der Listerschen Antisepsis in der Ophthalmotherapie werden gebührend gewürdigt. Horner hat sich trotz aller Belastung durch seine ärztliche und hervorragende didaktische Tätigkeit, trotz recht früh gefährdeter Gesundheit auch als politisch engagierter Staatsbürger bewährt, auch durch sein Mitwirken für die Entstehung des Zürcher Kinderspitals und der psychiatrischen Klinik Burghölzli. Das Bild des gütigen Ophthalmologen Horner hat Elisabeth Ott wiederholt durch Wiedergabe von Urteilen von Zeitgenossen und Schülern vervollständigt, etwa auf Grund der Lebenserinnerungen von Carl Ludwig Schleich, in denen auch die großzügige Güte des Zürcher Professors erkennbar wird. Im Anhang finden wir nebst einer sorgfältigen Quellenangabe die Titel sämtlicher 37 Publikationen Horners und die 28 Schülerarbeiten, meist Dissertationen. Der von Staatsschreiber Gottfried Keller ausgefertigte Regierungsratsbeschluß von 1862 über die Errichtung der «Augenklinik im kantonalen Krankenhaus» und die Wahl Friedrich Horners wird in extenso wiedergegeben. Die zahlreichen in den «Horneriana» gefundenen Briefe von und an Horner, die zum Teil schon 1931 von Alfred Bader in Basel publiziert worden sind, werden in einem besonderen Verzeichnis angeführt.

Wer glaubt, die so liebenswerte Persönlichkeit Horners auf Grund der bisher erschienenen Literatur einigermaßen zu kennen, sieht das Bild dieses besonderen Mannes durch die lebendige Darstellung von Elisabeth Ott aufs schönste ergänzt und erweitert. Die Autorin ist zu diesem aufschlußreichen Beitrag zur Geschichte einer jüngeren Augenheilkunde zu beglückwünschen.

Friedrich Rintelen



7. Urs Hürlimann, *Otto Haab (1850–1931). Ein Schweizer Ophthalmologe.* (Zürcher medizingeschichtliche Abhandlungen, Neue Reihe Nr.125.) Juris Druck und Verlag, Zürich 1979. 69 S. Fr. 14.–.

Der Genueser-Schweizer Augenarzt Jakob Streiff hat zwar das Werk Haabs, der 1896–1919 die Zürcher Universitäts-Augenklinik geleitet hat, 1931 nach dessen Tod in knapper Form dargestellt. Es entsprach jedoch einem Bedürfnis, mehr und Näheres über diesen gescheiten, witzig-kritischen Mann aus Hottinger Bauerngeschlecht zu hören. Urs Hürlimann bietet uns das in sorgfältig-lebendiger Schilderung, die durch zahlreiche Zitate aus Otto Haabs handschriftlicher Autobiographie aufgelockert und bereichert wird. Haab ist durch den Begründer einer schweizerischen Hochschulophthalmologie, seinen Lehrer Friedrich Horner, zur Ophthalmologie gekommen. Wir hören von Haabs Kindheit, die von einer schweren Diphtherie gefährdet war, von der Studienzeit, die ihn auch mit Männern wie Biermer, dem Beschreiber der perniziösen Anämie, und mit Eberth, dem Entdecker des Typhusbazillus, in Berührung gebracht hat. Aber der fleißige Student und Assistent ist kein monomaner Mediziner. Seine Studienreisen werden zu Horizont-weitenden Besuchen von Museen, Theatern und Konzerten benützt. In London lernt Haab Lister kennen, in Utrecht den «gemütlichen Snellen» und den «eitlen» Donders. Das wissenschaftliche Œuvre Haabs – es sind 103 Veröffentlichungen – wird übersichtlich besprochen und zusammengestellt. Im Vordergrund steht die Einführung des Riesenmagneten; dabei wird Karl Mellingers Innenpolmagnet freilich stiefmütterlich behandelt. Zwei ausgezeichnete Photographien aus dem Privatbesitz der Familie zeigen Otto Haab bei seiner Arbeit mit dem neuen Gerät. Haab, der als Knabe an einer Hüftgelenkentzündung laborierte, hat viel soziales Verständnis, zumal für Kinder; er wird zum Mitbegründer der Zürcher Heilstätte für skrophulöse und rachitische Kinder; das entsprach damals einem ausgesprochenen Bedürfnis.

In den «Anmerkungen» zeigt Hürlimann seine reichen Quellen. Das «Personenverzeichnis» hätte man sich da und dort etwas sorgfältiger gewünscht. So ist etwa Karl Mellinger nicht als «deutscher Ophthalmologe» zu klassieren, Bernardo Streiff, der kürzlich emeritierte Lausanner Ordinarius, nicht 1903 geboren! Was man vermissen mag, ist eine Integration von Otto Haabs Leben und Werk in das zeitgenössische Geschehen über jenes an der Zürcher Hochschule hinaus. Dafür hätte man vielleicht die eine oder andere Anekdote weglassen können.

Friedrich Rintelen

8. Monika Helbling, *Der altägyptische Augenranke, sein Arzt und seine Götter*. (Zürcher medizingeschichtliche Abhandlungen, Neue Reihe Nr. 141.) Juris Druck und Verlag, Zürich 1980. 78 S. Fr. 16.–.

Sorgfältig belegte Zusammenstellung altägyptischer Augenprobleme. Summarisch werden 3000 Jahre altägyptischer Kultur anhand ophthalmologischer Erkrankungen überblickt.

Die altägyptischen Ärzte waren gute Beobachter und machten mutig Triage; ihre medizinischen Theorien aber waren wirr. Merkwürdig ist, daß bisher in keinem Text ein Wort für Augenlid gefunden wurde. Monika Helbling fand keine Hygienevorschrift, die sich spezifisch auf die Verhütung von Augenkrankheiten bezogen hätte; hingegen fand sie einen Beleg, daß es schon damals eine Art Krankenkasse gab. Die altägyptischen Augenärzte waren auch im Ausland berühmt und begehrt. Die Behandlung erfolgte genau nach Papyrusvorschriften, hauptsächlich durch Anwendung von Heilsubstanzen; es wurde bei Augenkrankheiten auffallend wenig mit Zaubersprüchen und Beschwörungen gearbeitet. Chirurgische Eingriffe sind in der vorptolemäischen Zeit bisher nicht belegt. Bei Heilung wurden die Götter reich belohnt.

Ulrich Müller

### *Adressen der Buchbesprecher*

Prof. Dr. med. Dr. med. h. c. Erwin H. Ackerknecht, Ottikerstraße 42, CH-8006 Zürich

Hans-Konrad Schmutz, Pflanzschulstraße 7, CH-8400 Winterthur

Dr. Heinz Balmer, Medizinhistorisches Institut, Rämistraße 71, CH-8006 Zürich

Prof. Dr. med. Friedrich Rintelen, Bruderholzrain 55, CH-4059 Basel

Dr. med. et phil. Ulrich Müller, Badenerstraße 682, CH-8048 Zürich